

Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 16. 1896.

Der Enterbte.

Roman von Paul Blumenreich.

(Fortsetzung.)

3.

(Nachdr. verboten.)

Charlotte war beim Scheiden ihres Bruders in verzweifelter Stimmung zurückgeblieben. Es war ihr klar, nun würde etwas geschehen, was sie um so weniger verhindern konnte, als sie nicht wußte, was geschehen würde. Sie sah nur das Eine, das Schreckgespenst: Heinrich wird sich verheirathen!

Nun entschloß sie sich, mit ihrem Manne von der Sache zu sprechen. Sorglos wie immer lachte er sie aus.

„Heinrich ist ein eingeleibter Junge,“ sagte er, „und wird sich keine Frau mehr auf-laden.“

Aber Charlotte vermochte sich nicht zu beruhigen. Sie schmiedete ganz im Stillen noch einen Plan. Unter dem Vorwande, den Pony zu kaufen — ihr Mann schalt allerdings und meinte, das Geld wäre besser anzuwenden — fuhr sie nach der nahen Bahnstation, in welcher sich das Schmidt'sche Tatterjall befand. Nachdem hier in aller Eile der Ankauf vollzogen, beeilte sie sich, mit dem nächsten Lokalzuge eine größere Stadt zu erreichen. In einem Kaffee-haus fand sie, wie sie ver-muthet hatte, Dresdener Zei-tungen, und richtig, da waren auch Notizen über den am 12. April stattfindenden Ab-schied der berühmten Schau-spielerin Astor. Da überdies auch deren Vorname Irene übereinstimmte, blieb ihr kein Zweifel mehr. Aber die Zei-tung brachte mehr, als Charlotte gehofft hatte. „Irene Astor,“ hieß es da, „wird sich nach ihrem Rücktritt mit einem be-kannten, bei Hofe sehr beliebten Aristokraten vermählen.“

Erleichtert athmete die Ba-ronin auf. Sie war jetzt aller Angst ledig: diese gefeierte Künst-

lerin würde Heinrich niemals heirathen. Es handelte sich wohl nur um eine sentimentale Jugenderinnerung. Dennoch — man konnte nicht vorsichtig genug sein. Sie ließ sich Schreib-material geben und schrieb mit fliegender Hand einige Zeilen geheimnißvoller Drohung an Irene Astor. Dann fuhr sie beruhigt nach Hause.

Nun konnte man unbeforgt an die Geburts-

tagsfeier denken. Das sollte diesmal, mit Rück-sicht auf die überstandene Gefahr, etwas Be-sonderes werden. Zahlreiche Einladungen zu einem Kinderfeste ergingen — zu dem Pony war auch ein Wägelchen gekauft worden, und einen ganzen Tag hindurch wurde gekocht, ge-braten und gebacken.

Das war ein Hochgefühl, als die Wallwitz von Ferne in Sicht kamen, der kleine Kurt auf seinem Pony, und Harry ihnen mit seinem

Gespänn entgegenzufahren konnte. Auch Graf und Gräfin Behrenburg, die Gutsnachbarn von Rothhausen, waren gekom-men. Sie waren Beide in sehr gedrückter Stimmung, denn ein reicher Onkel, den sie sicher zu beerben gehofft, hatte sich ver-heirathet — Charlotten wurde ganz schwül zu Muth, besonders als die Gräfin ihr sagte: „Wie glücklich sind Sie, Ihr Söhnchen so gut versorgt zu wissen! Wir essen sozusagen nur noch das Gnadenbrod bei meinem Onkel, und mein Mann will wieder in den Staatsdienst treten.“

„Wer weiß, was noch ge-schieht,“ stammelte Charlotte mit bleichen Lippen. „Mein Bruder ist ja noch gar nicht so alt!“

Die Gräfin lachte laut auf: „Ihr Herr Bruder! Ach, der heirathet nicht mehr — diesen Typus kennt man. Aber meine arme, kleine Hildegard!“ — die Gräfin hatte ihr kaum acht Monate altes Töchterchen mit-gebracht, aus lauter Stolz, weil es so reizend war; sogar der wilde Harry streichelte das blondgelockte Baby-Püppchen — „dies wird keine Braut für Harry,“ seufzte die Gräfin, „sie ist ein armes Mädchen!“

Die Aufregungen des Festes waren vorüber. Charlotte aber erwartete mit verdoppelter Un-geduld eine Nachricht von Hein-rich. Zwar, sie kannte ihn als lässigen Brieffschreiber, es war also nicht beunruhigend, daß er fast eine Woche schwieg. Häufig während seiner Geschäftsreisen



Ein Liebesbote. Nach einem Gemälde von Max Scholz. (S. 123)

schrieb er gar nicht, sondern sandte nur kurze Depeschen. Diesmal kam nach Verlauf von acht Tagen ein Brief, nur wenige Zeilen enthaltend, sichtlich in gedrücktester Stimmung geschrieben. Er hätte recht schwere Tage hinter sich, müsse auch infolge eines leichten Unfalls das Zimmer hüten. Er bereue recht sehr, Harry's Geburtstag versäumt zu haben — vielleicht habe ihm dies Unglück gebracht.

Nun erst recht fühlte sich Charlotte völlig beruhigt. Sollte Heinrich wirklich in den Bereich jenes Meteors gerathen sein, so war das für sie und die Ihren glücklicherweise resultatlos geblieben.

Aber wenige Tage später riß ein auffallend langer Brief ihres Bruders sie aus ihrer Sicherheit. Heinrich schrieb, er werde in wenigen Tagen völlig wiederhergestellt sein. Zu seiner Erholung und auch um neue Muster für seine Fabrikate zu studiren, trete er eine Reise nach Südtirol an. Es gebe dort berühmte Hausindustrien, auf die man ihn in Dresden aufmerksam gemacht hätte. Die Zeit seiner Abwesenheit sollte benützt werden, um Renovirungen an dem von ihm bewohnten Schloßflügel vorzunehmen. „Schon lange,“ hieß es in dem Briefe, „hatte ich die Absicht, einmal etwas für meine Wohnung zu thun. Ich habe ja schließlich als Besitzer eines der größten Etablissements des Kreises gewisse Pflichten, die sich nicht für immer werden umgehen lassen. Man muß eben einmal Leute bei sich sehen! Und da wollen wir zunächst die fünf jetzt fast leerstehenden Räume, die in gleicher Flucht mit meinem Arbeitszimmer liegen, gründlich herrichten lassen. Ich habe Herrn Weidlich“ — so hieß der Prokurist und Vertreter Heinrich's — „genaue Weisungen gegeben, und bitte Dich, liebe Charlotte, mit Deinem bewährten Geschmack die Arbeiten zu unterstützen. Du kannst ja bei diesem Anlaß auch für den von euch bewohnten rechten Flügel thun, was Dir nothwendig erscheint. . .“

Charlotte war starr vor Entsetzen. Heinrich, von Jugend auf an Einfachheit gewöhnt, hatte sich bisher in seinen zwei Zimmern wohlgeföhlt und nun wollte er eine ganze Flucht bewohnen, wollte „repräsentiren“ und was noch viel bezeichnender war: er erbot sich aus freiem Antriebe, auch Charlottens Wünsche nach dieser Richtung zu erfüllen, er, der bis dahin zwar allezeit hilfsbereit, aber doch sparsam und haus-hälterisch sich erwiesen hatte!

Es blieb auch nicht der leiseste Zweifel, er wollte sich verheirathen!

Sofort setzte sich Charlotte hin, um ihm ausführlich abzurathen — natürlich von der Renovirung des linken Schloßflügels. Da seien denn doch wohl bauliche Veränderungen erforderlich; auch würde ihr, Charlotten, eine allzugroße Sorgenlast aufgebürdet, wenn sie gewissermaßen die Verantwortung für eine, in so weiten Räumen nothwendig werdende Neueinrichtung übernehmen sollte. Dazu komme, daß er bei seinem ganzen Naturell doch wohl nur sehr wenig Freude an der veränderten Sachlage haben würde — er, den man nur mit Mühe dazu bringen könne, einen schlechten, alten Rock mit einem neuen zu vertauschen. Gewiß, seine Weisung sei nur aus einer vorübergehenden Laune entsprungen, und er würde nachher dankbar sein, wenn sie nicht darauf einginge.

Aber noch ehe seine Antwort zurück sein konnte, trafen schon Arbeiter ein, die drüben, im anderen Flügel, Hand an's Werk legten. Herr Weidlich hatte sich seines Auftrages auch in diesem Falle auf das Pünktlichste entledigt; er hatte auch, wie es Heinrich angeordnet, den guten Peter mit der Oberaufsicht über die Arbeiten betraut.

Dies Letztere geschah, damit der Herr Baron und seine Gattin nicht belästigt würden.

Mit unbeschreiblichen Empfindungen sah Charlotte die Handwerkerkolonne an's Werk gehen. Zuerst kamen Maurer, um Fenster- und Thüröffnungen zu vergrößern, Wände auszubessern; drei Steinmehgehilfen machten sich an der breiten Treppe zu schaffen, die in's obere Stockwerk führte. Tischler, Maler, Tapezierer folgten. Mit verbissenem Ingrimme mußte Charlotte aus den ihr vorgelegten Mustern das Geeignete aussuchen.

Peter betrank sich jetzt anscheinend jeden Abend; er führte ganz sonderbare Reden von der Schloßherrin — Reden, die auf Charlotte durchaus nicht paßten.

Diese aber war wie im Fieber. Sie sah ja Alles kommen, zweifelte ja nicht mehr ernstlich, aber es war doch noch immer möglich, daß sie sich irrte. Mit der abgeschlossenen Thatsache konnte, mußte man rechnen; die Ungewißheit aber quälte, peinigte sie.

Heinrich schwieg inzwischen beharrlich; er schien warten zu wollen, bis Alles fertig war. Schon war ein Theil der Zimmer neu möblirt; nur zwei standen noch leer, als warteten sie noch einer besonderen Bestimmung.

Täglich berieth Charlotte mit ihrem Manne das Für und Wider. Immer sagten sie sich: „Es ist unmöglich!“

Aber die Angst blieb. Denn Angst empfand schließlich auch der Herr Baron, nur daß sie sich bei ihm anders äußerte, als bei seiner Gattin. Er gab es nunmehr völlig auf, sein Gut in Ordnung zu halten, trank noch mehr als sonst, war weniger als je daheim und dann noch unerträglicher. Möchte es kommen, wie es wollte, dachte er. Gegen dieses Bürgerpack konnte Seinesgleichen ja nicht aufkommen.

Plötzlich aber machte ein Telegramm von Heinrich allem Zweifel ein Ende. Es lautete: „Ich komme heute. Bitte Wagen elf Uhr zur Bahn.“

Nun waren sie beruhigt. Wenigstens kam Heinrich vorläufig zurück, und wenn eine Gefahr vorhanden war, so konnten sie diese noch abwenden. Wie wollten sie ihn umschmeicheln, ihn sich warm halten! Beide eilten sie mit Harry nach der Station — alle Drei mit strahlenden Gesichtern. Sie wollten ihm zeigen, daß er's gar nicht besser haben könne.

Und dem Zuge entstieg Heinrich, der einer großen, stattlichen, sehr eleganten Dame heraus-half und ihr sodann den Arm reichte. Er führte sie seinen Verwandten zu, zog Charlotte an's Herz und rief bewegt: „Ich wollte euch überraschen — damit ihr gleich Alles versteht — dies ist meine liebe Frau, bis vor Kurzem Irene Astor! Und dies hier,“ wandte er sich an seine Gattin, „meine gute Charlotte, mein einziges Schwesterchen, die bisher allein mein Herz besaß . . . aber ihr werdet euch verstehen und lieb gewinnen!“

Glücklich, ganz trunken vor Freude, begrüßte er noch Harry und seinen Schwager — es strömte etwas von ihm aus, wie hinreißende Glücksempfindung.

Der Baron, ganz und gar Weltmann — er hatte heute mit peinlichster Sorgfalt Toilette gemacht — faßte sich zuerst und küßte seiner Schwägerin die Hand. Auch Charlotte wollte die Lebenswürdige spielen, ihren Zorn verbeißen. Aber Irene stand so stolz, so unnahbar da und lächelte hochmüthig, fast mitleidig.

Da waltete in Charlotte die mühsam bekämpfte Empörung auf, und die beiden Frauen wechselten, unbemerkt von Heinrich, den ersten feindseligen Blick. . .

Sie bestiegen den Wagen, und nur Heinrich's maßlose Glückseligkeit war es, die augenblicklich alle Mißstimmung verdeckte.

Der Frühstückstisch im Schlosse war gedeckt. Charlotte hatte, um Heinrich zu erfreuen, auch für den kleinen Harry, der sonst an einem be-

sonderen Tischchen zu essen pflegte, ein Gedeck auflegen lassen. Nun mußte jenes Tischchen doch herbeigeschafft werden, denn Irene würde jetzt den für Harry bestimmten Platz einnehmen.

Das junge Paar hatte sich für einige Augenblicke zurückgezogen. Bleich und finster starrte Charlotte auf das Gedeck neben ihrem Platz. „Für sie!“ knirschte sie. „D, ich könnte sie vergiften!“

Und sie sah in der That darnach aus. „Sei nicht so thöricht,“ schalt der Baron, „Heinrich hat mir schon verrathen: sie ist sieben- unddreißig Jahre alt, da ist also kaum noch ein Sproß zu erwarten, der unseres Sohnes Rechte beanspruchen könnte.“

„Und trotzdem schädigt sie uns und Harry,“ sagte Charlotte.

„Dennoch mußt Du Dich mäßigen — 's ist nicht zu ändern,“ meinte er.

Der kleine Harry hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. —

Nun saßen sie miteinander bei Tische. Heinrich noch immer leuchtend vor innerer Befriedigung, Irene stolz und sicher, wie auf einem Platze, der ihr von Rechtswegen gehörte.

„Die Möbel für Dein Voudoir und unser Schlafzimmer werden noch heute herbeordert werden, sie liegen auf dem Bahnhof,“ meinte Heinrich zu seiner jungen Frau. „Ich konnte ja früher nichts verrathen, es schien mir besser so.“

Irene lächelte leicht, sie nahm diese Verwandten nicht ernst.

Zwar der Baron bemühte sich in auffälliger Weise, den Liebenswürdigen zu spielen; er bediente die Schwägerin, plauderte mit gut geheuchelter Unbefangenheit — er erinnerte sich auch, sie vor Jahr und Tag, als er noch Lieutenant war, bei einem Gastspiele gesehen zu haben.

Charlotte dagegen vermochte sich nicht an der Unterhaltung zu betheiligen; Harry nahm ihre Aufmerksamkeit heute ganz besonders in Anspruch. —

„Bergiß nur Dein Versprechen nicht,“ mahnte Irene ihren Gatten, als sie wieder mit ihm allein war, „daß Du Deine Verwandten abfinden willst und wir das Schloß allein bewohnen werden.“

„Gewiß, mein Schatz, das wird geschehen. Aber Du hast Einsicht genug, um zu begreifen, daß sich derlei nicht so ganz plötzlich machen läßt. Ich will die Sache vorbereiten und bei nächster Gelegenheit ganz nach Deinem Wunsche ordnen. Bis dahin, ich weiß es, bist Du mit dem halben Schlosse zufrieden. . .“

„Und mit dem ganzen Manne,“ bestätigte sie zärtlich.

Er schlang den Arm um sie und küßte sie mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit.

„Schau, Irene,“ sagte er, ihre schlanken, weißen Hände streichend, „Du hast das Glück in mancherlei Gestalt kennen gelernt. Dein künstlerisches Schaffen — wie viele Stunden vollster Befriedigung, ungetrübten Glückes muß es Dir gewährt haben. Und dann, war es nicht auch eine große Liebe, was Dir aus dem Kreise Deiner Zuhörer entgegen schlug? Mir aber ist erst, seit ich Dich wieder habe, die Liebe aufgegangen. Gewiß — auch ich durfte mit mir zufrieden sein, auch mir hat glückliches Gelingen manche frohe Stunde gebracht. Ich habe auch Liebe gesäet, wo immer ich den Boden dafür fand, aber das Rechte, das Wahre ist's doch vorher nie gewesen. Und deshalb mußt Du's gebuldig über Dich ergehen lassen, daß. . .“

Sie schloß ihm mit Küssen den Mund. „Willst Du Dich etwa entschuldigen, daß Du mir gut bist, mein thörichter Schatz? Und glaubst Du im Ernst, es gäbe irgend etwas auf der Welt, das für eine Liebe wie die unsere Ersatz geben könnte?“

Als man am andern Morgen gemeinsam

beim Frühstück saß, begann Heinrich zu erzählen, wie Alles gekommen war. Befand er sich doch in dem guten Glauben, daß Schwester und Schwager ihm liebevoll zuhörten.

Und er berichtete, wie er Irene als blutjunges Mädchen kennen gelernt. Er noch auf der Univerſität, ſie in dem kleinen Städtchen bei einer mittelmäßigen Theatergeſellſchaft engagirt. Zwar, Beide hatten keine Zukunft, aber ſie würden es trotzdem miteinander gewagt haben. Noch im letzten Augenblick kamen ihm Bedenken. Er hatte eine viel jüngere Schwester zu verſorgen und ihr zu Liebe entſagte er — riß er die andere Liebe ſich aus dem Herzen. Aber das Schickſal ſchien ſein Opfer belohnen zu wollen, denn er gelangte durch Fleiß und glückliche Umſtände bald zu Wohlſtand, ſpäter zu Reichthum. Und Charlotte hatte es vermocht, ihn ganz für ſich in Anſpruch zu nehmen. Wie durch ein Wunder hatten er und Irene ſich dann, faſt ſechzehn Jahre ſpäter, wieder gefunden.

Heinrich ging über die Einzelheiten dieſes Wiederſehens leicht hinweg; Charlotte erröthete. Es mußte wirklich ein Wunder geweſen ſein; den natürlichen Verlauf hatte ſie ja nach beſten Kräften verhindert.

„Es iſt eigentlich unbegreiflich, wie es gekommen iſt,“ wagte Charlotte jetzt zu bemerken. „In den Zeitungen hieß es doch, Irene würde ſich mit einem adelichen Herrn vermählen?“

Irene und Heinrich wechselten einen Blick des Einverſtändniſſes. Nun nahm die junge Frau ſelbſt das Wort. Mit leuchtenden Augen beſtätigte ſie: „Ja — ich war ſchon verlobt mit Jenem — ich wußte nichts von Heinrich's Nähe. Aber es hat eben ein Wunder gewaltet!“

Und ſie erzählte, wie ihr eine gewiſſe Aufgeregtheit an ihrem Bräutigam aufgefallen ſei, und wie ſie dann durch den ihr befreundeten Theaterarzt von einem Duell erfahren habe, das ihretwegen ſtattfinden ſolle.

Charlotte erſchauerte, als ſie vernahm, in welche Gefahr ſie den Bruder geſtürzt hatte; ihr Gatte ſtrich den blonden Schnurbart und dachte: „Hätte der Andere doch wenigſtens ſchießen können!“

Irene aber fuhr fort. Ihr Verlobter ſei unverlezt zurückgekehrt — er hatte kaum eine Ahnung, wer der Menſch war, mit dem er ſich halb widerwillig geſchlagen. „Er ſchoß in die Luft,“ ſagte er. „Der Eſel, glaube ich, war ſentimental, und wollte Dir Dein Glück nicht rauben. Nun, da haſt Du mich heil und ganz wieder! Dem Herrn Bergmann aber habe ich einen ganz leichten Denktettel gegeben.“ — Ich wußte jetzt Alles,“ ſchoß Irene, „es gab kaum noch etwas zu errathen. Ich ſuchte Heinrich auf, der ſeine, glücklicherweise wirklich unbedeutende Armwunde nicht ungeheilt nach Hauſe bringen wollte, und deshalb in Dresden geblieben war. Und da — da fanden wir uns eben. Der Graf wurde in Ehren verabschiedet — hauptſächlich ſinetwegen iſt Alles in Stille und Heimlichkeit geſchehen. Ich reiſte voraus nach Arco, wo ſehr bald Heinrich eintraf, um mich zum Altar zu führen.“

Die übrige Zeit hatte das junge Ehepaar auf einer ſeligen Hochzeitsreiſe zugebracht. Noch hatten ſie keinerlei förmliche Anzeigen erlaſſen — noch freuten ſie ſich ihres ſtillen Glückes.

Der Baron und Charlotte hatten tief betroffen zugehört. Es war in der That wie eine Fügung des Schickſals, der auch ſie gehorchen mußten.

In Charlottens Seele erwachte eine beſſere Regung. Zum erſten Male reichte ſie der Schwägerin freundlich die Hand, ſprach ihr von Herzen kommende Glückwünſche aus. Der Baron war zu ſehr Geſellſchaftsmenſch, als daß er ſich nicht hätte mit Anſtand in die Lage finden ſollen. Er erhob ſich jetzt zu einem „ſchneidigen“

Trinkſpruch — wenigſtens gab das Anlaß, ſich wieder einmal ſatt zu trinken.

Der Einzige bei Tiſche, der ſich langweilte, war Harry; er wußte noch nicht, wie viel von all' den widerſtrebenden Gefühlen, die man in dieſem kleinen Kreiſe hegte, ſo recht eigentlich um ſein kleines Perſönchen ſich drehen — wie er im gewiſſen Sinne der Brennpunkt aller dieſer Strömungen war. Ihn langweilte das viele Erzählen, das lange Stillſitzen. Erſt, als man die Gläſer erhob und dieſe klingend aneinander ſchlugen, wurde er wieder theilnehmender: der Lärm als ſolcher war ihm ein Vergnügen.

Und nun ſagte Charlotte lächelnd zu Irene: „Sie werden mir's gewiß nicht übelnehmen, Schwägerin, wenn ich einen Trinkſpruch ausbringe auf den Erben von Rothhauſen!“ Irene ſtimmte ein, wenn auch etwas betroffen. . . .

4.

Faſt ein Jahr war vergangen. Das gänzlich renovirte Schloß Rothhauſen erſtrahlte heute Abend in farbigen Lichtern — alle Räume waren ſeither mit elektriſcher Beleuchtung verſehen — auf dem Dachplateau ſtanden Kübel, aus denen mächtige Pechſäulen in den Nachthimmel loderten. Auch drüben die Fabrik hatte grünen Schmuck angelegt, und die gewaltigen Bogenlichter, die ſonſt mit Schluß der Arbeitsſtunden erloſchen, warfen heute Abend noch um dieſe ſpäte Stunde weit hinaus ihren Schein. Arbeiter und Landleute nahten jetzt in fröhlichem Zuge dem Schloße, um Herrn Heinrich Bergmann ihre Glückwünſche zu der freudigen Nachricht darzubringen, die der Telegraph ihm heute übermittelt hatte. Eine Depeſche hatte gemeldet, daß Frau Irene geſtern Nacht einem Sohne das Leben gegeben.

Heinrich hatte ſofort nach Meran reiſen wollen, wo ſich ſeine Gattin eben befand, aber noch in dieſer Woche ſollte in der Hauptſtadt eine große Industrieausſtellung eröffnet werden, bei welcher die Fabrik Heinrich Bergmann's in allererſter Reihe betheiligt war. Seit Monaten ſchon waren die Vorarbeiten betrieben worden, um mit einer umfaſſenden Darſtellung des geſamten großartigen Fabrikbetriebes an die Deffentlichkeit zu treten. Nur die allerletzten Anordnungen waren noch zu treffen, aber gerade für dieſe war Heinrich's perſönliches Erſcheinen unabweiſbar nothwendig; nahm er doch im leitenden Ausſchuß der Ausſtellung eine hervorragende Stellung ein. Der König in Perſon würde das nationale Unternehmen eröffnen, und da durfte Heinrich nicht fehlen. Das frohe Ereigniß in ſeiner Familie war übrigens etwas ſpäter erwartet worden.

Dazu kam, daß die Nachricht aus Meran die allerberuhigendſten Verſicherungen enthielt. Neben der von Irene ſelbſt veranlaßten Depeſche lag noch eine Meldung des Arztes vor, welche glücklichſten Verlauf beſtätigte und von dem vortrefflichen Befinden der jungen Mutter ſprach. Heinrich durfte alſo beruhigt bleiben. Aber er war außer ſich vor Freude. Ueber Nacht war er zum Verſchwender geworden. Jedem ſeiner Arbeiter ließ er heute einen vollen Wochenlohn auszahlen; Nachmittags wurde gefeiert. Auch die Angehörigen des Dorfes Rothhauſen ſollten an ſeinem Glücke theilnehmen. Er hatte ſofort den Pfarren kommen laſſen, einen erheblichen Betrag für die Ortsarmen geſtiftet und für drei im laufenden Jahre ſich auszeichnende Volkſchüler deren weitere Ausbildung übernommen. Natürlich war auch das inzwiſchen ſtark vermehrte Guts- und Schloßperſonal nicht vergeſſen worden. Dem guten Peter hatte Heinrich eine längere Anſprache gehalten.

„Schau, mein Junge,“ ſagte er unter Anderem, „Du haſt ja, was Du brauchſt, und ich

weiß, Du machſt Dir wenig daraus, wenn ich Dir jetzt hundert Mark ſchenke. Andererſeits biſt gerade Du — freilich ohne es zu wiſſen — zum guten Theile die Urſache meines Glückes. Und da habe ich mir denn etwas zurecht gelegt. Seit ich den Wald angekauft habe, kommt mir's vor, als ſpielteſt Du immer ſo hehnſüchtig in die Tannen, wenn uns der Weg da vorüberführte. Und da meine ich, Du ſollteſt wieder Förſter werden. . . .“

Peter war im erſten Augenblick zu Tode erſchrocken. „Sie wollen mich wohl aus den Augen haben?“ ſtammelte er.

„Eſel!“ rief Heinrich in ſeiner derb-gutmüthigen Weiſe. „Ich will Dir und der Gretche ein kleines Häuschen bauen — ganz hier in der Nähe, ſo daß Du's nicht weiter zum Schloße, als zu Deinen grünen Tannen haſt!“ —

Charlotte ſah den Jubelausbrüchen ihres Bruders mit getheilten Empfindungen zu; aber ſie war zu klug, ſich etwas anmerken zu laſſen. Nur einen leiſen Einwand hatte ſie gewagt. Während ſie ſich den Anſchein gab, alle Anordnungen Heinrich's auf das Lebhafteste zu unterſtützen, meinte ſie, ſo ganz nebenher: „Wozu eigentlich das Schloß illuminiren? Und nicht nur die Fabrik?“

Heinrich verſtand. Was ſeit einem Jahre verſchleiert, umgangen wurde, das platzte jetzt unvermittelt heraus.

„Tröſte Dich, Lottchen,“ beſchwichtigte ihr Bruder ſie gemüthlich, „aber der Junge iſt nun doch einmal da — er iſt der Erbe — daran kann ja Niemand rühren! Nur ſollteſt Du mich kennen: ich werde euch Alle gut verſorgen, mein Wort darauf!“

Die Baronin verſchluckte ihre Thränen. Nun war Alles, Alles zu Ende. Harry war nicht mehr Erbe. Es blieb nur noch die eine, einzige Hoffnung, daß jenes Kind ſterben würde, wie ſo viele Kinder, und daß Irene, die nun bald vierzig Jahre war, nicht zum zweiten Male Mutter werden würde. Das war freilich nur ein ſchwacher Hoffnungſchimmer.

Aber man mußte jetzt gute Miene zum böſen Spiele machen, denn Heinrich wollte ſie doch verſorgen. Und es war Zeit, daß ſie unabhängig von ihm wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Liebesbote.

(Mit Bild auf Seite 121.)

Dem wackeren Dienſtmann auf unſerem Bilde S. 121 (nach einem Gemälde von Max Scholz) ſieht man es ſchon von Weitem an, daß er eine angenehme Botſchaft auszurichten hat. Er grinſt ordentlich vor Vergnügen, während er für die Tochter des Hauſes, die heute ihren Geburtstag feiert, einen Blumenſtrauß nebst dem dazu gehörenden Briefe abzugeben im Begriff iſt. Seine Freude iſt freilich nicht ganz ſelbſtlos, denn nicht nur hat der Auftraggeber dem „Liebesboten“ bereits zu der ihm gebührenden Taxe noch ein Extratraggeld in die Hand gedrückt, als er ihm pünktliche Beſtellung anempfahl, ſondern er weiß ganz gut, daß ihm auch von Seiten der jungen Dame noch eine beſondere Belohnung zu Theil werden wird. Da kann man ſchon vergnügt ſein.

Menelik II., König von Abeſſinien.

(Mit Porträt auf Seite 124.)

Die ſchwere Niederlage, welche die Italiener unter General Baratieri am 1. März in Abeſſinien durch die Schlacht bei Adua erlitten haben, hat auf's Neue dargethan, daß der Herrſcher von Abeſſinien, Menelik II., mit ſeinen Schaaren ein ſehr gefährlicher Gegner iſt. Menelik, deſſen Porträt die Leſer auf S. 124 finden, war zuerſt nur König von Schoa, allein nachdem der Negus Johannes am 8. März 1889 in der Schlacht bei Metamneh gegen die Mahdiſten gefallen war, gelang es dem thatkräftigen Fürſten die Oberherrſchaft über Abeſſinien an ſich zu reißen. Er iſt das Haupt der ſogenannten Davidiſchen Dynaſtie

in Abessinien, welche ihren Ursprung auf Salomo und die Königin von Saba zurückführt. Menelik ist mit einer Tochter des verstorbenen Negus vermählt, war aber doch stets sein Nebenbuhler um den Besitz der Oberherrschaft, wenn er auch ihm nicht offen entgegenzutreten wagte. Als die Italiener am 8. Februar 1885 Massauah besetzten, knüpften sie sofort

Unterhandlungen mit ihm an, um ihn gegen den Negus zu benutzen. Seitdem dieser gefallen war, machte Italien Menelik zu seinem Schützling, und so konnte er sich am 3. Dezember 1889 in Antoto zum Negus Negesti oder „König der Könige“ krönen lassen. Zunächst hatte er noch verschiedene Kämpfe gegen die eifersüchtigen Ras oder Unterfürsten zu

führen und ließ sich bereit finden, am 29. September 1889 einen für die Italiener sehr günstigen Schutz-, Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen. Sie haben es aber seither zur Genüge erfahren, wie unvorsichtig es war, diesem verschlagenen und doppelzüngigen Ränkeschmied zu trauen.



Menelik II., König von Abessinien. (S. 123)

Der Aufstand auf der Insel Cuba.

(Mit Bild auf Seite 125.)

Das zweite Jahr des cubanischen Aufstandes hat mit einem schwerwiegenden Ereigniß begonnen: der Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich nicht nur zu Gunsten der Anerkennung der Aufständischen als kriegführende Macht, sondern auch zu Gunsten einer Einmischung der Union durch Anerbieten der sogenannten „guten Dienste“ ausge-

sprochen, und die Deputirtenkammer ist diesem Beschlusse beigetreten. Inzwischen hat auf Cuba an Stelle des milden Marshalls Martinez Campos der „schneidige“ General Weyler das Oberkommando übernommen, allein auch ihm dürfte es nicht leicht werden, die Rebellen zu Paaren zu treiben. Die Aufständischen führen eine Art von Guerillakrieg und treten meist in kleinen Banden, Partidas genannt, auf, die größtentheils aus Negern und Mulatten bestehen und durch verwegene Ueberfälle und

Streifzüge Erfolge zu erringen suchen. Sie erscheinen überraschend bald hier, bald dort, kennen alle Schleichwege und wissen alle Vortheile, die ihnen das Gelände bietet, sehr geschickt zu benutzen. Unser Bild auf S. 125 stellt ein Scharmügel zwischen Aufständischen und Regierungstruppen dar, in dem die Ersteren einen Palmenwald zum Stützpunkt gewählt haben und aus den Gipfeln der Palmen auf die Soldaten feuern.



Der Aufstand auf der Insel Cuba: Ein Kampf in den Palmenwäldern. (S. 124)

Der Wirth an der Mahr.

Erzählung aus der Zeit der Tiroler Freiheitskämpfe.

Von Richard Marx.

(Nachdruck verboten.)

Man schrieb 1809 und die blutigen Tage von Spinges, wo die Südtiroler Freiheitskämpfer den übermächtigen Franzosen unter General d'Hilliers nach heldenhaftem Ringen unterlegen waren, hatten das ganze Land, insbesondere aber das sonst so fröhliche, von frisch pulsirendem Leben erfüllte Mahr, ein an dem gleichnamigen Flüsschen, etwa zwei Stunden südwärts der Stadt Brigen, an der Poststraße nach Bozen gelegenes Dorf, in eine Stätte tiefster Trauer und Betrübnis verwandelt.

Die meisten Familien beweinten den Tod ihrer Väter oder Söhne und zu denjenigen, die ein herber Verlust dieser Art noch treffen konnte und die darum in steter Angst und Besorgnis lebten, gehörte auch die weit und breit bekannte Kronenwirthin. Und wahrlich, Frau Marie hatte alle Ursache zu seufzen und zu wehklagen. War doch unmittelbar nach dem Falle von Spinges das Mailänder Edikt Eugen Beauharnais', des Vicekönigs von Italien, bekannt gemacht worden, wodurch jeder Tiroler aufgefordert wurde, binnen drei Tagen zu seinem Berufe zurückzukehren. Wer dies nicht thun und sich der neuen Ordnung der Dinge noch weiter mit den Waffen oder sonstwie widersetzen sollte, der war als Rebelle dem Tode verfallen. Und ihr Mann, Peter Mayr, der Wirth an der Mahr, wie man ihn allgemein nannte, hatte auch dieses Edikt unbeachtet gelassen und nichts lag ihm ferner als die Absicht, heimzukommen.

„Wir kämpfen weiter für Vaterland und Kaiser. Bis zum letzten Mann und bis zum letzten Hauche, das ist unsere Losung! Leb' wohl, Marie! Hab' Dank für all' Deine Liebe und sei getroßt, denn wenn wir uns nicht mehr wiedersehen sollten auf dieser Welt, dann hat's dem Allmächtigen so gefallen, und Du darfst nicht murren wider seinen Rathschluß!“ — So hatte er seinem Weibe geschrieben und fuhr, nach wie vor an der Spitze des Aufgebotes von Mahr und Umgebung stehend, rastlos fort, die Franzosen zu bekämpfen.

Fast täglich hörte man in Mahr von neuen Gefechten, die zwischen den Aufständischen — so wurden die Patrioten von den „Gutgesinnten“ nunmehr meistens genannt — und den Truppen des Generals d'Hilliers vorgefallen waren, und immer hatte Peter Mayr die Patrioten angeführt.

Unter solchen Umständen mußte Marie natürlich auf das Schlimmste gefaßt sein. Dennoch aber war es ein furchtbarer Schlag für sie, als gegen Ende November der Nest der Aufständischen in einem blutigen Gefechte von den Franzosen geschlagen wurde und nebst vielen Anderen auch Peter Mayr in Gefangenschaft gerieth.

Marie eilte sogleich nach Bozen, um den Unglücklichen zu sehen. Allein man wies sie ab. Wenn das Urtheil gesprochen sein werde, möge sie wieder kommen, früher nicht! Das Urtheil! Mariens Herz krampfte sich zusammen. Sie mußte, das Urtheil des Kriegsgerichtes mußte auf Tod durch Pulver und Blei lauten, ihr war es, als höre sie bereits die Schüsse krachen, die ihren Peter todt niederstrecken sollten. Sie war trostlos, verzweifelt. Aber da, eines Nachts durchzuckte sie plötzlich ein rettender Gedanke. Der Kerker, in dem Peter schmachtete, konnte vielleicht erbrochen, und der Gefangene befreit werden. Unter dem Schutze einer langen und finsternen Winternacht konnten ein paar kühne, entschlossene Männer das Werk vollbringen. In der Stadt, so hatte sie oft gehört, fände man immer Leute, die für Geld zu Allem bereit seien. Sie machte sich also

dahin auf den Weg, reich mit Geld versehen und entschlossen, dies und nöthigenfalls Haus und Hof, ihre ganze Habe denen zu überlassen, die Peter aus dem Gefängnisse forthelfen würden.

In Bozen angekommen, ging sie sogleich daran, über Lage, Bewachung und innere Einrichtung des Gefängnisses Erkundigungen zu sammeln.

Sinnend ruhte ihr Blick auf den Mauern, die sie von dem Manne ihres Herzens trennten. Ach, wenn sie ihn doch sehen, nur einen Augenblick sehen könnte, was gäbe sie darum! Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und von Sehnsucht ergriffen, näherte sie sich unwillkürlich dem Gefängnisse.

Das Thor stand offen, sie trat ein. Als sie vor zwei Monaten das erste Mal dagewesen war, hatte man sie angehalten, heute aber kümmerte sich keiner der auf der Schwelle der Wachtstube lungernden Soldaten um sie, und erst tief im Innern des an ein Kloster gemahnenden Gebäudes trat ihr ein Schließer entgegen.

„Wohin?“ fragte er kurz und rauh. „Habt Ihr Jemand hier, den Ihr sprechen möchtet?“

„Ach ja, Herr,“ antwortete Marie beklommen, „meinen Mann, den Peter Mayr!“

Der Schließer sah sie einigermaßen betroffen an. „Ah, der!“ meinte er dann. „Nun, den könnt Ihr jetzt nicht sehen. Der Geistliche ist bei ihm!“

Marie schrak zusammen. „Der Geistliche?“ sagte sie mit stoßendem Athem. „Ist denn mein Mann krank?“

„Nicht daß ich wüßte! Aber, wißt Ihr denn nicht? Das Kriegsgericht hat ihn gestern zum Tode verurtheilt, und morgen wird er erschossen! Wenn Ihr in einer Stunde wiederkommen wollt, kann ich Euch zu Eurem Manne führen.“

Nach diesen Worten ließ der Schließer die Arme allein mit ihrem Jammer. Ihr war schrecklich zu Muthe. Was thun, was thun, um das Furchtbare abzuwenden, wenigstens aufzuschieben, Zeit zu gewinnen?! Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen, und es währte lange, bis sie sich des Rechtskundigen erinnerte, mit dem sie Peter's wegen schon einmal Rücksprache genommen hatte. Sie eilte zu ihm. Der Mann war gar nicht überrascht, sie bei sich zu sehen. Im Gegentheile, er nahm an, sie sei in Folge des Briefes da, den er ihr vor zwei Tagen geschrieben und worin er sie anwies, so rasch als möglich in Bozen bei ihm zu erscheinen. Er sagte ihr sogleich, daß er als Vertheidiger ihres Mannes vor dem Kriegsgerichte sein Möglichstes gethan habe, daß es ihm aber nicht gelungen sei, das Todesurtheil abzuwenden. Doch noch sei nicht alle Hoffnung verloren. Peter Mayr's freies, männliches Auftreten habe die Richter mit hoher Achtung erfüllt, und wenn das vermüthete Edikt von Mailand nicht wäre, dann dürfte eine Begnadigung sicher erwartet werden. Diefelbe ruhe übrigens in der Hand des humanen Generals d'Hilliers, und Marie könne nichts Besseres thun, als zu ihm zu eilen und für ihren Mann um Gnade zu bitten.

Die junge Frau flog mehr als sie ging in das Haus des Generals. Schon zehn Minuten später war sie dort, aber ihre Aufregung, ihr scheues, verworrenes Wesen, insbesondere aber der Umstand, daß sie sich mit keinem der nur französisch sprechenden Diener und Ordonnanzen verständigen konnte, bewirkte, daß man sie nicht vorlassen und schließlich, als sie darob in Verzweiflung gerieth, sogar gewaltsam aus dem Hause schaffen wollte.

Ein riesiger Grenadier packte sie an der Schulter. „Allons!“ sagte er und schob die Weinende vor sich her. Und schon waren Beide der Treppe nahe, schon gab Marie ihren Mann, sich, Alles verloren, da wurde eine Thüre ge-

öffnet, und eine noch junge Dame zeigte sich im Rahmen derselben. „Das ist die Herrin dieses Hauses!“ schoß es Marie durch den Kopf, und blickschnell warf sie sich ihr zu Füßen.

„Erbarmen mit einer Unglücklichen, Hilfe, Rettung!“ flehte sie in heller Verzweiflung.

Die Dame hatte Mitleid. Sie beugte sich nieder und hob die halb Ohnmächtige empor.

„Beruhigen Sie sich, Sie stehen vorläufig unter meinem Schutze!“ sprach sie in einem Deutsch, dessen Aussprache die Schafferin verrieth. Marie dankte mit den Augen und betrat, auf die Dame gestützt, das Gemach, aus dem diese, durch den Lärm angelockt, vorher getreten war. Im nächsten Momente schloß sich die Thür hinter den beiden Frauen.

In einem von den warmen, belebenden, Frühlingsstrahlen erweckenden Strahlen der Februarsonne erfüllten Gemache saß an demselben Morgen hinter einem mit Büchern, Karten und Schriften bedeckten Tische ein Mann, dessen breiten, muskulösen Oberkörper die Uniform eines Generalleutenants der französischen Armee umhüllte. Es war Louis Baraguay d'Hilliers, Oberfeldherr in Tirol, ein Mann von echter Herzensgüte und Menschlichkeit, den das Kriegshandwerk nicht hart und grausam gemacht hatte. Seine Mäßigung den Aufständischen gegenüber war allbekannt, und viel gerühmt wurde auch sein gerechtes Urtheil.

Er pflegte im Gegensatz zu dem in Nordtirol kommandirenden General Broussier nicht kurzen Prozeß zu machen, sondern ließ alle Zuwiderhandlungen gegen das Edikt von Mailand, wie man die vicekönigliche Verordnung vom 12. November 1809 kurzweg nannte, genau untersuchen und prüfte überdies jedes von den Kriegsgerichten wider die Patrioten ergangene Urtheil.

Und auch zur Stunde lag er dieser Beschäftigung ob. Jetzt blickte er auf und sinnend in den sonnigen Tag hinaus. Draußen im Garten, unter seinen Fenstern, regte sich neues Leben. Der Frühling erwachte, und er sollte mit einem Federzuge ein Menschenleben vernichten?! Ein Todesurtheil lag vor ihm, und sobald er seinen Namen darunter setzte, war es um einen tapferen Mann geschehen, der sein Vaterland vertheidigt hatte.

d'Hilliers war's schwer um's Herz. Er konnte Peter Mayr, den das Kriegsgericht gestern zum Tode verurtheilt hatte, seine Achtung nicht versagen. In seinen Augen war dieser Mensch kein Rebelle, den man zum abschreckenden Beispiele erschießen muß, sondern ein Patriot, der als leuchtendes Beispiel hingestellt werden sollte. Mit welchem Heldenmuth hatte er bei Spinges und anderen Orten gekämpft, und wie freimüthig, wie offen gab er gestern vor dem Kriegsgerichte zu, kein anderes Ziel als das vor Augen gehabt zu haben, sein Vaterland vom Joche der Fremdherrschaft zu befreien. Und als man dies Empörung und Verleitung zu nutzlosem Blutvergießen nannte, wie brauste er auf, mit welcher heiligem Eifer bekämpfte er diese Ansicht des Kriegsgerichtes, mit welcher Begeisterung erklärte er, nichts als seine Pflicht gethan zu haben. „Ich habe meinem Kaiser den Eid der Treue geschworen, gelobt, für mein Vaterland mit Gut und Blut einzutreten in den Stunden der Gefahr, und diesen Eid, von dem mich Niemand entband und entbinden konnte, habe ich gehalten. Wohlan, wenn Treue ein Verbrechen, Vaterlandsliebe eine Schmach, und Rechtshaffenheit ein eitler Wahn ist, dann verdammt mich, ihr Herren, dann weicht mich dem Tode. Ich fürchte ihn nicht!“

So hatte dieser Mann vor dem Tribunale gesprochen. Nicht die leiseste Regung des Zornes oder der Entrüstung, sondern Bewunderung hatte solcher Mannesmuth erweckt, und was

vielleicht noch nie geschah, seitdem Kriegsgerichte tagen, das war gestern geschehen! d'Hilliers selbst war Zeuge des Unerhörten gewesen, er hatte Thränen in den Augen mehrerer Richter gesehen, als sie ihr „Schuldig“ über Peter Mayr sprachen und die Todesstrafe über ihn verhängten.

Es war ja nichts Anderes übrig geblieben. Peter Mayr war mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, er hatte sein wider das Edikt von Mailand verstoßendes Handeln offen bekannt, und dieses Edikt forderte zur Sühne dafür sein Leben.

Aber hatte er es denn unbedingt verwirkt, gab es denn keine Lücke, kein Hintertüthchen in jenem zum Gesetze gewordenen Edikte, daß man diesen Helden entschlipfen lassen könnte, ohne sich den Anschein unzeitiger Schwäche zu geben? So frug d'Hilliers sich selbst und war alsbald wieder in die Lektüre des Aktenbündels vertieft, das vor ihm lag. Er prüfte die mit Peter Mayr aufgenommenen Verhörprotokolle. Vielleicht, daß sich da etwas ausfindig machen ließe, um diesen wackeren Mann zu retten und ihn — d'Hilliers ertappte sich auf diesem Gedanken — möglicherweise zu einem Freunde der Franzosen zu machen. Das wäre ein großer Erfolg, ja, ein Triumph sondergleichen, denn auf Peter Mayr blickte das Volk, und was er that, galt der Menge als Recht.

d'Hilliers las und las, fand aber nicht, was er suchte. Peter's Antworten auf die ihm von den Richtern vorgelegten Fragen waren so kurz, so klar, so bündig, daß sich an ihnen nicht deuteln und nicht mäkeln ließ. Da, in dem Augenblicke, als sein Auge das auf dem Tische neben dem Todesurtheile liegende gedruckte Exemplar des Ediktes von Mailand streifte, durchzuckte ihn wie ein Blitz der Erkenntniß, daß davon im ganzen Prozesse nicht die Rede gewesen sei. Und doch war gerade dieses Edikt für die Entscheidung von außerordentlicher Wichtigkeit, denn lag es nicht vor, dann hätte Mayr gar nicht zum Tode verurtheilt werden können.

Wie konnte dieses Versehen der Richter geschehen? d'Hilliers begann auf's Neue in den Prozessakten zu blättern, da entriß ihn ein Geräusch seiner Beschäftigung. An die Thüre wurde geklopft. d'Hilliers mußte dieses Klopfen kennen, denn er erhob sich rasch, schritt auf die Thüre zu und öffnete sie.

Eine Dame stand auf der Schwelle. Es war dieselbe, die vorhin Marie unter ihren Schutz genommen. d'Hilliers begrüßte sie freundlich.

„Willkommen, Charlotte, willkommen!“ sagte er, sie an sich ziehend und auf die beiden Wangen küssend. „Schon zurück von Deiner Morgenpromenade?“

„Ich bin noch gar nicht aus gewesen,“ entgegnete die Dame. „Ein unerwartetes Ereigniß hielt mich ab. Ach, Louis, man hat mich zum Vertrauten namenlosen Wehs gemacht und den lebhaften Drang in mir erweckt, es in Freude zu verwandeln! Aber was vermag ich schwaches Weib, Du mußt mir helfen, bester Mann! Ich rufe Dein edles Herz, Deine Liebe an!“

Sie hatte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und sah ihn stehend an. Er stützte. Was mochte seine Gemahlin nur haben? Sie war so bewegt, wie er sie noch nie gesehen, und jetzt glänzten sogar Thränen in ihren Augen.

„Was kann ich thun, Charlotte?“ fragte er ergriffen. „Steht es überhaupt bei mir, zu helfen?“

„Bei Dir allein, Louis, bei Dir allein!“ war die Antwort. „Louis, ich flehe um Gnade.“

„Um Gnade? Für wen?“

„Für einen Gatten und Vater, der morgen erschossen werden soll — für Peter Mayr!“

„Ich dachte soeben daran,“ erwiderte d'Hilliers

in begreiflicher Ueberraschung, „allein wie ich auch suchte, ich fand keinen Grund, Gnade für Recht ergehen zu lassen!“

Charlottens Wangen erbleichten. „Peter Mayr hat also nichts zu hoffen?“ fragte sie.

„Sehr wenig,“ war die Antwort. „Zwar kann das Urtheil umgestoßen werden —“

„Nun also,“ fiel sie, erleichtert aufathmend, ihm in's Wort. „Was umgestoßen wurde, ist nicht mehr!“

„Aber es wird wieder werden! Das nächste Mal wird das Kriegsgericht nicht, wie gestern, unterlassen, des Edikts von Mailand ausdrücklich zu gedenken.“

In Charlottens geistverrathenden grauen Augen leuchtete es auf. „Und warum geschah dies gestern nicht?“ forschte sie.

d'Hilliers zuckte die Achseln. „Ich kann mir diesen groben Formfehler nicht erklären,“ meinte er. „Man mußte den Angeklagten befragen, ob er das Edikt gelesen und bewußt, vorsätzlich dagegen gehandelt hat.“

„Und wenn er es nicht gelesen hätte,“ fragte Charlotte in großer Erregung, „was dann?“

d'Hilliers streckte seiner Gemahlin beide Hände entgegen. „Dann wäre er gerettet!“ kam es in bewegtem Tone über seine Lippen. „Freisprechen müßte ihn das Kriegsgericht.“

„Nun wohl, es wird ihn freisprechen!“ rief Charlotte. „Das Edikt von Mailand war ihm völlig unbekannt!“

„Woher weißt Du das?“

„Ich bürgte dafür. Wie hätte er's auch erfahren sollen? Er stand, von aller Verbindung abgeschnitten, tief im Gebirge. — Rastst Du nun das Urtheil?“

„Mit Freuden!“ entgegnete d'Hilliers und eilte an den Schreibtisch. Im nächsten Momente schon flog die Feder über das Papier, und bald war die Ordre fertig, kraft welcher das über Peter Mayr gefällte Todesurtheil aufgehoben und eine neue Untersuchung angeordnet wurde.

Charlotte war hocherfreut, sie hatte nicht so viel zu erreichen gehofft, als sie vorhin, durch Mariens Leidensgeschichte auf's Tiefste bewegt, versprach, sich für den Verurtheilten verwenden zu wollen. Nun aber war von dessen Haupte die unmittelbar drohende Gefahr abgewendet, und nichts schien leichter, als dieselbe vollends zu bannen. Peter Mayr brauchte ja nur zu bestätigen, wofür sich Charlotte im Orangethale der Nächstenliebe verbürgt hatte, er brauchte nur zu behaupten: „Ich wußte nichts von dem Edikte von Mailand!“ — und die Pforten des Kerkers sprangen vor ihm auf. Charlottens Herz schlug höher bei diesem Gedanken und im Gefühle jener reinen Freude, die ein gutes Werk erweckt, eilte sie in das Gemach zurück, wo Marie ihrer seit einer Stunde harrete, die Brust voll Schmerz und Wehe und die Seele voll unsäglicher Angst um den geliebten Mann, der am Rande des Grabes schwebte.

Indessen hatte Peter Mayr mit dem Leben bereits abgeschlossen. Zwar hatte es schon damals, als ihn die Franzosen gefangen nahmen, bei ihm festgestanden, daß er als Urheber und Seele der letzten Erhebung des Volkes von Südtirol keine Gnade zu erwarten habe, und er hatte sich daher bereits längst in der Stille des Kerkers mit dem Gedanken vertraut gemacht, sterben zu müssen; allein dennoch hatte ihn, zuweilen wenigstens, die unbestimmte Hoffnung beschlichen, es werde nicht zum Aeußersten kommen.

Seit gestern aber war dieser Hoffnungs-schimmer, den er seines Weibes wegen oft willkommen geheißt hatte, verglommen und erloschen. In dem Momente, wo das Kriegsgericht sein „Schuldig“ sprach und ihn zum Tode durch Pulver und Blei verdamnte, war's geschehen, und nach einer allein verbrachten Nacht war der größte Erden Schmerz, jener, den das

Losreißen von allem Irdischen auch dem Helden verursacht, verschwunden. Er hatte, als ihn gegen Mittag der Geistliche verließ, nur noch den einen Wunsch, von seinem Weibe Abschied zu nehmen für dieses Leben.

Arme Marie! Peter seufzte im Gedanken an sie, die ihm eine treuliebende Gefährtin gewesen. Indeß — was war zu thun? Sie mußte ihr Loos tragen, wie er das seine trug. Uebrigens blieb sie ja nicht allein zurück. Sie hatte Eltern, die ihr eine Stütze sein würden in der ersten Zeit nach seinem Tode, sie hatte zwei blühende Kinder, und so würde der Schmerz um ihn nicht ewig währen. So dachte Peter Mayr. Da erscholl ein Geräusch hinter seinem Rücken, die Thür der Gefängnißzelle öffnete sich, und herein stürzte eine Frauengestalt.

„Peter!“ — „Marie!“ Zwei Stimmen riefen's, sie klangen ineinander, und zwei Menschen umfingen sich heiß und innig, als wollten sie sich nimmer lassen. Marie ruhete am Herzen ihres Mannes, er umschloß sie mit seinen Armen. Der letzte Wunsch war ihm erfüllt, nun wollte er ruhig sterben.

„Sterben, was fällt Dir ein?“ rief sie und blickte unter Thränen lächelnd zu ihm empor. „Du wirst leben! Das Urtheil ist aufgehoben, Du bist gerettet!“

„Es ist nicht möglich!“ sagte er. „Armes Weib, Du gibst Dich einer trügerischen Hoffnung hin!“

„Nein!“ flüsterte sie voll namenlosen Glückes. „Du hast eine mächtige Fürsprecherin gefunden. Du wirst frei, ganz frei, Peter! Freilich nicht gleich, erst muß noch einmal das Kriegsgericht zusammentreten. Sie werden Dich fragen, lieber Mann, ob Du das Edikt von Mailand gekannt hast. Du darfst von diesem Edikte nie gehört und es auch nicht gelesen haben. Die Frau Generalin befahl mir, Dir dies einzuschärfen, denn daran hängt Deine Freiheit, hängt Dein Leben.“

Der Verurtheilte begriff, um was es sich handle. „Dann ist dies Leben verloren, Marie!“ sagte er ruhig. „Ich habe das Edikt gekannt, habe es gelesen, und um den Preis einer Lüge erkaufte Peter Mayr sein Leben nicht!“

Marie erbleichte. Sie war aus all' den Himmeln gestürzt, in die sie die Botschaft Charlottens gehoben hatte. Sie rang die Hände, und mit einer Beredsamkeit, die nur Thränen stocken machten, hielt sie ihm vor, daß er kein Recht habe, sein Leben einem Phantome zu opfern; daß er es ihr und seinen Kindern schuldig sei, sein Leben zu erhalten.

Peter schüttelte den Kopf. „Es wäre eine Schmach, wollt' ich thun, was Du begehrt,“ versetzte er entschlossen. „Jeder meiner Leute, die unter mir kämpften, weiß, daß ich das Edikt gelesen habe, sie Alle hätten das Recht, mich einen Lügner zu schelten. Und meinen Kindern bin ich nicht mein Leben, wohl aber einen unbefleckten Namen schuldig. Sie sollen einst mit Stolz ihres Vaters gedenken, als eines Mannes, dem Recht und Wahrheit mehr galt als das Leben.“

Marie sank zu seinen Füßen nieder und umklammerte sie. Herzerreißend klang ihr Flehen. Peter Mayr wurde todtbleich. Zitternd hob er sein Weib empor und küßte sie auf die Stirne.

„Bring' diesen Kuß den Kindern,“ sprach er mit zitternder Stimme. „Und wenn sie nach ihrem Vater fragen, so sag' ihnen die Wahrheit! Und mir verzeih', Du Gute, verzeih'! Ich kann nicht anders!“

Er wollte ihre Hände ergreifen, aber es gelang ihm nicht. Etwas Wildes glänzte jetzt in ihren Augen und ein schrilles, markerschütterndes „Nein!“ kam aus ihrem Munde. Dann sank sie wie leblos hin.

Beschließer eilten herbei und trugen sie aus

dem Zimmer. Peter wollte den Leuten folgen, aber blitzende Bajonnete starrten ihm entgegen und gaben ihm das momentan verlorene Bewußtsein seiner Lage wieder.

Als nicht lange darnach der Vorsitzende des Kriegsgerichtes in die Zelle trat, hatte Peter Mayr ein zwar bleiches, aber ruhiges Angesicht. Und mit keiner Wimper zuckte er, als ihm die Kassation des Todesurtheils und Einleitung einer neuen Untersuchung angekündigt wurde. Nachdem aber der Generalauditor hervorgehoben hatte, daß die neue Untersuchung hauptsächlich den Zweck haben werde, festzustellen, ob ihm, Peter Mayr, das Edikt von Mailand bekannt gewesen sei, da richtete er sich hoch auf und sprach mit klarer und fester Stimme: „Ich hab's gelesen!“

Und dabei blieb er auch vor dem neuerlich angeordneten Kriegsgerichte.

So sah sich der General d'Hilliers außer Stande, den unerschrockenen Mann zu retten. Er wurde abermals zum Tode verurtheilt.

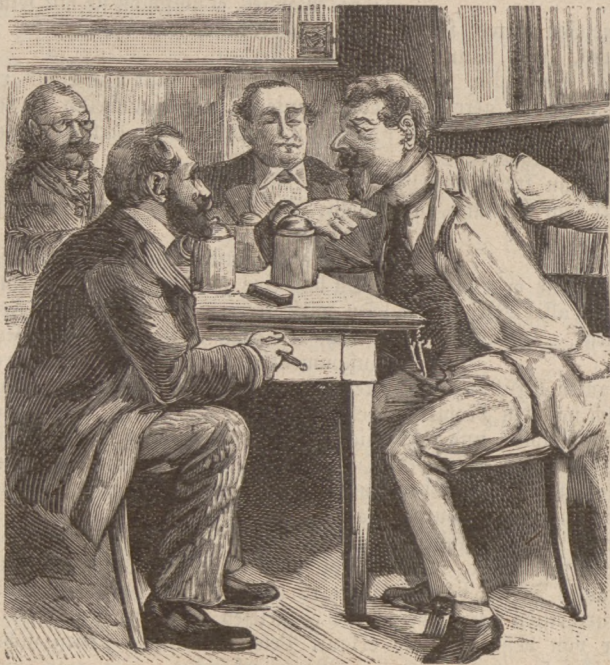
Am 20. Februar 1810 gegen elf Uhr Vormittags, also zur selben Stunde, als Andreas Hofer in Mantua auf die Bastion an der Porta Ceresa geführt wurde, um dort als Rebell erschossen zu werden, erklang in den Straßen Bozens dumpfer Trommelwirbel. Ein Bataillon Grenadiere nahm vor dem Gefängnisse Aufstellung. Kaum war dies geschehen, öffnete sich das Thor des düsteren Gebäudes und an der Seite eines Kapuziners trat ein Mann in

der kleidsamen Tracht der Landleute von Brigen in's Freie.

Es war Peter Mayr.

Man hatte in den letzten Tagen einen gewissen Trübsinn an ihm bemerkt, seit gestern aber, wo Peter Botschaft von seinem Weibe erhalten, war er wieder heiter. Mit ruhigem, klarem Blicke musterte er die Krieger, dann trat er zwischen die Kolonne, Trommelwirbel erscholl, der Zug setzte sich in Bewegung. In den Straßen der trauernden Stadt, die er passirte, waren nur wenige Leute zu sehen, und Niemand zeigte sich an den Fenstern. Bald war der Zug auf einer Wiese vor der Stadt angelangt. Das Todesurtheil wurde nochmals verlesen, und Peter Mayr die Gunst gewährt, die Schützen selbst zu kommandiren.

Humoristisches.



Ein selbstgemachter Mann.

A. (am Bierisch renommirend): Ja, meine Herren, mein Wahlspruch war stets: „Selbst ist der Mann“, und die 60,000 Thaler Vermögen, die ich besitze, hab' ich mir nicht etwa schenken lassen, oder sie gerbt — nein, die habe ich selbst — in der Lotterie gewonnen!



Fürsorge.

Dienstmädchen (Frühstück holend): Herr Müller, Sie baden jetzt aber die Semmeln und Dreierbröden wirklich gar zu klein!
Väter: Ja, mein liebes Kind, das thue ich nur, damit die Leute mehr essen können!

Ein Trommelwirbel erscholl. Peter trat vor die Front der Grenadiere, ruhig und fest blickte er ihnen in die Augen. „Legt an!“ kommandirte er mit weithin hörbarer Stimme; „Feuer!“ rief er eine Sekunde später.

Sechs Schüsse krachten, dichter Pulverdampf wallte auf. Als er sich verzogen —

„Da lag, von den Kugeln dahingestreckt, Ein Leben, das nie eine Lüge beslekt; Ein Held der Wahrheit, wie keiner war! — Das ist die Geschichte vom Wirth an der Mahr.“ —

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Todenschädel als Reisekutsche. — Herzog August von Sachsen-Coburg-Gotha hatte eine Reisekutsche in Farbe und Form eines großen Todenschädels, wobei die Augenhöhlen die Fenster vorstellten. Er schickte die Kutsche Napoleon I. entgegen, als dieser sich Gotha näherte; der Kaiser aber wies das seltsame Gefährt unwillig zurück. [P. Z.]

Gute Antwort. — „Wie viele Herren sitzen in Ihrem Rathe der Zehn?“ fragte Ludwig XIV. einst den Gesandten der Republik Venedig.

„Vierzig, Eure Majestät!“ erwiderte der höfliche Italiener, und somit hatte er die königliche Albernheit hinreichend beantwortet. [C. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 15:
Es gibt nirgends mehr Schlupfwinkel als im menschlichen Herzen.

Charade. (Zweifelbig.)

Ist Eins im Leben meist verachtet,
So wird sie doch mit Lust geschachtet
Und ist seit vielen Jahren auch
Als Bild des Glüdes in Gebrauch.
In Strömen aber und in Flüssen
Hat oft die Zweite helfen müssen
Dem Wanderer, der fremd im Land,
Den Weg zur Brücke nirgends fand.

Viehellen Grünes Saphirglanze
Verdankt Gewinn und Ruhm das Ganze,
Ob leider auch in diesem Grün
Des Giftes Saaten üppig blü'h'n.

[M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 17.

Räthsel.

Sobald ein Affe mir zu eigen,
Ist Flüssigkeit in mir enthalten;
Kann ich dir aber Rathen zeigen,
Wird ein Gebirge sich gestalten.

[Oscar Seede.]

Auflösung folgt in Nr. 17.

Auflösung des Zahlen-Räthfels in Nr. 15: Niederwald (5, 6, 10, 3 = Erde; 7, 2, 1, 4 = Wind; 7, 2, 1, 4, 5 = Winde; 1, 3, 7, 8 = Neude; 1, 2, 9 = Nil; 9, 2, 1, 10, 5 = Vinde; 3, 6, 9, 5 = Erde; 7, 3, 2, 1 = Wein; 9, 3, 2, 4 = Leid; 9, 2, 3, 4, 5, 6 = Nieder; 7, 2, 3, 1 = Wien).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Süddeutschen Zeitung
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.